In freier Stunde

Spiel mit der Erinnerung!

Roman von Hans-Eberhard von Besser

(7. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Noch in der gleichen Stunde verließ er die kleine Stadt und jagte mit weithin leuchtenden Scheinwerfern dem Gute des Onkels zu

Daisy Burton war ihm gefolgt, der Auftritt war mehr als peinlich gewesen. Hoffentlich hatte sie die Ablehnung deutlich empfunden. Allerdings besaß sie eine erstaunliche Abgebrühtheit, das hatte er ja zur Genüge beobachtet.

Der Wald trat in das grelle Scheinwerferlicht und machte dann wieder der Felderweite Platz.

Was hatte er mit der Amerikanerin zu schaffen? Sie sollte ruhig ihre Wege gehen. Das kam davon, wenn man allzu liebenswürdig war. Er hätte sie schon in Hamburg deutlicher abfallen lassen sollen.

Und Anne-Marie Rodeck —?

In leichter Kurve nahm Mertens den Eingang zum Park.

In ihren blauen Augen lag eine tiefe Sehnsucht nach Glück. Dieses Glück wollte er ihr schaffen, um selbst dabei sein Glück zu finden.

Das Gutshaus lag in tiefem Dunkel unter dem weiten Nachthimmel.

Mertens brachte den Wagen in den Schuppen und stieg die Treppe zu seinem Zimmer hinauf.

Des Onkels Pläne würden in Nichts zerrinnen. Karola Keding hatte recht: Schicksal war Schicksal.

Leise schloß Mertens die Tür seines Zimmers hinter sich.

10. Kapitel.

Herbststürme toben um das Haus und jagen die goldgelben Blätter vor sich her. Die Wolken spielten mit der Sonne und wichen schließlich ihrer immer noch lebendigen, um die Mittagszeit sommerlich anmutenden Kraft.

Daisy Burton blickte in den Garten. Ein wenig nachlässig und beinahe ungezogen zeigte sie sich am Fenster der kleinen am Rande der Stadt gelegenen Villa, in der sie Unterkunft gefunden hatte.

Professor Kiekhöfer arbeitete in seinem Garten. Es war seine Lieblingsbeschäftigung, im Herbst das Obst abzunehmen.

Von niemand ließ er sich dabei stören, am allerwenigsten von der spleenigen Amerikanerin, der er die Zimmer im Giebel seines Hauses eingeräumt hatte.

Vorsichtig stieg der alte Mann jetzt die Leiter hinauf, behutsam nahm er die Birnen ab. Liebevoll betrachtete er die reifen Früchte, ehe er sie in den Korb legte. Die „gute Luise" blieb nun einmal die „gute Luise".

Kiekhöfer hatte die Gelegenheit gern wahrgenommen, die Zimmer im Giebelstock zu vermieten, das Haus war ohnedies viel zu geräumig. Die junge Miß zahlte sehr gut, und so konnte sie seinetwegen recht lange im Städtchen bleiben. Es hieß, sie sei auf einer Studienreise, was sie jedoch trieb und eigentlich studierte, dahinter kam er nicht. Seiner Ansicht nach beschäftigte sie sich nur mit Firlefanzereien, jagte mit ihrem Wagen herum und verhandelte endlos mit der Schneiderin. Doch ihm konnte dies alles ziemlich gleichgültig sein.

Kiekhöfer stieg die Leiter herab und lehnte sie an den nächsten Baum.

Verdrossen zog sich Daisy Burton zurück.

Der Alte da unten war wirklich mehr als langweilig, wie konnte man nur so eine stumpfsinnige Beschäftigung, wie das Abnehmen von Obst, schön finden.

Kiekhöfer seinerseits stellte befriedigt fest, daß die Amerikanerin nun genug gegafft hatte.

Daisy Burton griff inzwischen nach ihren Zeitungen, blies den blauen Rauch in die Luft und betrachtete dabei das Muster des Teppichs

Nun war sie in der kleinen Stadt, die in der Nähe des Gutes lag, auf dem Hugo Mertens sich zurzeit aufhielt. Die Auskunftei hatte vorzüglich gearbeitet. Herr Steffen war zuverlässig, das mußte man sagen. Alles hatte er erfahren, alles.

Die Röte des Zornes stieg dem leidenschaftlichen Mädchen in die Wangen.

Mertens hatte sich leise und unauffällig aus dem Astoriahotel davongemacht — lud am nächsten Abend eine junge Künstlerin zum Abendessen ein. Das zweite Stelldichein hatte bereits stattgefunden, allerdings unter ihrer eigenen unerwarteten Mitwirkung. Mister Steffen hatte ihr damit einen vorzüglichen Tip gegeben. Der Augenblick, in dem sie auftauchte, war großartig gewählt.

Wie kümmerlich die kleine Soubrette dabeistand, ein unbedeutendes Geschöpf, mit Kinderaugen und solch fahlem blonden Haar. Nirgends eine große Linie, keine persönliche Note in der Kleidung, allein diese Schmachtaugen machten es ja nicht. Das sollte sich das sonst ganz niedliche Girl nicht einbilden. Mehrmals war sie im Theater gewesen; Anne-Marie Rodeck sang hübsch, aber sie hatte kein Temperament, keinen Schmiß. Sie war so sanft wie ihre blauen Vergißmeinnichtaugen.

Verärgert warf Daisy Burton die Zigarette fort.

Mit diesem kleinen Theaterprinzeßchen würde sie

schon fertig werden. Mertens durfte keiner anderen gehören, nur ihr allein.

Der Vater würde sagen: „Daß Daisy mal einen ganz merkwürdigen Mann anbringen würde, konnte man sich ja denken, daß es aber ausgerechnet ein deutscher Afrikaforscher sein muß . . .“

Mit spitzen Lippen pfiff die Amerikanerin ein leichtes Liedchen, ihre Füße wippten im Takt.

Und wenn Doktor Mertens sich ernstlich in dieses alberne kleine Girl, diese Komödiantin, verliebt hatte?

In die Augen Daisy Burtons kam ein hartes Glitzern.

Sie blieb solange an Ort und Stelle, bis sie gesiegt hatte. Sie mußte Mertens gewinnen und immer und überall, wo er nur ging, seinen Weg kreuzen.

Stimmen schlugen an ihr Ohr. Professor Kiekhöfer schien Besuch bekommen zu haben, jedenfalls tönten Männerstimmen aus dem Garten herauf.

Das Mädchen wollte nicht darauf hören.

Wie unerhört Mertens sie behandelt hatte, diese eisige Höflichkeit. Wie war er mit der Kleinen abgezogen, unglaublich! Durfte ihr jemand so etwas bieten? Noch keiner hatte gewagt, ihr in dieser Weise zu kommen.

Die Stimmen wurden deutlicher, die beiden alten Herren schienen sich unter dem Fenster auf die Sonnenbank gesetzt zu haben. Wütend sprang Daisy auf, sie wollte das Fenster zuschlagen, daß die Scheiben klirrten.

„Da ist der Hugo Mertens zurückgekehrt, haben Sie schon gehört?“

Daisy blieb wie angewurzelt stehen.

„Ja, es wurde am Stammtisch erzählt. Ich finde es sonderbar, daß mein alter Schüler mich nicht aufsucht,“ erwiderte Kiekhöfer mit seinem tiefen Baß.

„Das wird er schon noch tun, er ist ja nur vorübergehend in der Stadt gewesen, sonst hält er sich bei seinem Onkel, dem Rittmeister Olbrich, auf.“

Kiekhöfer brummte etwas Unverständliches in sich hinein.

Vorsichtig näherte sich die Amerikanerin dem Fenster. Sie lugte hinunter. Kiekhöfer und ein weißbärtiger Herr saßen behaglich in der Sonne.

„Man vergißt doch gewisse Dinge im Leben nicht. Als man mir sagte, der junge Mertens sei aus Afrika zurückgekehrt, fiel mir sogleich die Brandgeschichte ein.“

„Die Brandgeschichte? Was für eine Brandgeschichte, Hendrich?“

„Nun, die Prozeßsache mit Riedewald, dem Schuhfabrikanten, erinnern Sie sich nicht?“

„Jetzt weiß ich, was Sie meinen. Selbstverständlich erinnere ich mich.“

Kiekhöfer bot dem anderen eine Zigarre an, blauer Rauch stieg zu Daisy Burtons Fenster auf und verwehte dicht vor ihr im Wind. Sie neigte sich etwas mehr vor, die Worte der beiden alten Herren waren durch das Rauchen undeutlicher geworden.

Ausführlich besprachen sie die Brandgeschichte — Daisy lauschte. Mertens-Riedewald, die beiden Namen tauchten immer wieder auf.

Professor Kiekhöfer wußte sich, nachdem ihn der Freund erinnert hatte, nun auf die kleinste Einzelheit zu besinnen.

Die Schuhfabrik Karl Riedewalds, eines angesehenen Fabrikanten der Stadt, war eines Abends in Flammen aufgegangen. Das Gerücht, Riedewald habe selbst das Feuer angelegt, verbreitete sich in der Stadt mit Windeseile. Karl Riedewald wurde unter dem dringenden Verdacht der Brandstiftung verhaftet. Niemand ahnte, woher das Gerücht seine Nahrung erhalten hatte. Ueberall sprach man nur vom Falle Riedewald. Die ganze Einwohnerschaft drängte in den Gerichtssaal, als die Verhandlung begann.

„Bankdirektor Mertens,“ erinnerte sich des Professors Besucher, „hat Riedewald damals sehr belastet. Er sah ihn in der fraglichen Zeit, eine halbe Stunde vor dem Brande, nach dem Fabrikgrundstück gehen, so war es doch, nicht wahr?“

Kiekhöfer hatte sich erhoben.

„Gewiß, Mertens ist in dem Prozeß der Hauptbelastungszeuge gewesen. Sie haben ein gutes Gedächtnis, Hendrich. Man wollte sogar wissen, daß Mertens nicht sonderlich gut auf Riedewald zu sprechen wäre, das ist aber natürlich Stadtklatsch und Stammtischgeschwätz gewesen. Richtig ist, daß Mertens die Familie Riedewald, ohne es zu wollen, unmöglich machte. Daran ändert die Tatsache auch nichts, daß Riedewald nach einjähriger Untersuchungshaft endlich aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde.“

Die beiden Herren schritten den Gartenweg hinunter.

„Er war erledigt,“ brummte Kiekhöfer und warf seinen Zigarrenstummel weg. „Vernichtet und starb ja dann wohl auch bald, der gute Riedewald. Eigentlich ist er ein netter Mann gewesen, so schlicht und bieder trat er auf.“

Daisy Burton ging ein leichter Schauer über den Rücken. Sie kannte dieses fröstelnde Erschauern, es deutete auf ein Höchstmaß innerer Erregung hin.

Mertens—Riedewald. Der Bankdirektor Mertens, der Vater Hugo Mertens, hatte den Fabrikbesitzer Riedewald vernichtet. Seine Tochter war, nach Berichten des Herrn Steffen, jene junge Künstlerin, die unter dem Decknamen Anne-Marie Rodeck auftrat.

Ein schrilles Lachen kam von den Lippen der Amerikanerin.

Sie warf sich auf die Couch und lachte — lachte.

11. Kapitel.

Im Gutspark von Wendorf klapperte eine Schreibmaschine, das regelmäßige Klappern unterbrach die tiefe Stille des von warmer Sonne überleuchteten Parkes.

Doktor Hugo Mertens hatte sich einen Tisch in die helle Sonne gerückt und arbeitete.

Er schrieb den Entwurf zu einem der interessantesten Kapitel seines großes Werkes — die Elefantenjagd der Niam-Niamleute. Noch nie hatte er etwas Grauenhafteres und Sonderbareres als diese Jagd erlebt.

Ein wenig zurückgelehnt schaute der Gelehrte auf die engbeschriebenen Blätter nieder. Deutlich standen die Erlebnisse jenes Jagdmorgens vor ihm. Mit dem Elfenbeinhändler, dem Oberhaupt der Karawane, war er hinausgegangen in das Waldgebiet. Hier hausten die Herden der Elefanten, die der Stammeshäuptling der Bija zu schonen streng befohlen hatte. Sie erstiegen einen Termitenhügel, neben ihnen hielt der Häuptling mit seinem hackigen Säbelmesser.

Dann loderten Flammen auf, beizender Qualm erfüllte die Luft. Die Niam-Niam hatten das Urwalddickicht von vier Seiten in Brand gesteckt und die hochaufschießenden Flammen verrichteten ein furchtbares Kesseltreiben. Ueberall bot sich den zu Tode erschrockenen Tieren die rote Flammenwand. Immer enger wurde der rote, von Rauch und Qualm überlagerte Kreis, immer lauter das Trompeten der Elefanten, die dicht zusammengedrängt ihre versengten Leiber zu

decken suchten. Da gab der Bija das Zeichen, die Flammen waren zusammengesunken — die Trommeln und Rasselinstrumente ertönten, und mit geschwungenen Speeren und blanken Aexten stürzten sich die Niam-Niamkrieger auf die zusammengedrängten Tiere. Grauenhaft war das Gemetzel, furchtbar diese Jagd des wilden Volksstammes.

Mißmutig nahm Mertens das Blatt Papier aus der Maschine. Was er geschrieben hatte, gefiel ihm nicht. Es ging heute nicht so, wie es sein sollte. Er war mit seinen Gedanken ganz woanders.

Hugo Mertens erhob sich und pflückte einige Astern, deren Buntheit ihn entzückten.

Die Arbeit wollte heute nicht schmecken. Anne-Marie Rodeck stand zu sehr im Mittelpunkt seiner Gedanken und ließ sich nicht verdrängen.

Ob er heute Abend ins Theater fuhr? Er hätte dem geliebten Mädchen wohl doch die merkwürdige Amerikanerin ein wenig deutlicher charakterisieren müssen. Wie waren sie auseinandergegangen?

Heiße Sehnsucht erfüllte den Mann. Wenn Anne-Marie ihn nun für einen Flaneur und Frauenjäger hielt? Sprach nicht der Schein gegen ihn? Sie konnte ja nicht ahnen, wie tief und ehrlich er sie liebte. So innig, wie er sich immer eine große, entscheidende Liebe, die ein Leben durchmessen sollte, vorgestellt hatte.

Wäre es nicht am besten, dies alles Anne-Marie Rodeck zu schreiben? Sie sollte wissen, wie es um ihn stand, und ihm sagen, ehrlich und offen wie es um ihr Herz stand.

Entschlossen zog Mertens seinen Füllfederhalter aus der Tasche und rückte die Maschine zur Seite.

Was lag ihm jetzt daran zu erzählen daß der Häuptling das Elfenbein verkauft und das Fleisch der hingeschlachteten Tiere den Leuten seines Stammes überlassen hatte. Da lagen die Bilder vor ihm, die er aufgenommen hatte, um einen Eindruck von diesem Gemetzel zu geben, das für den Europäer nichts mehr von einer Jagd an sich hatte.

(Fortsetzung folgt)

Falsch und doch richtig

Novelle von Bodo M. Vogel.

Architekt Lorenz ließ seinen geschäftlichen Briefwechsel, besonders wenn es sich um vertrauliche Angelegenheiten handelte, manchmal durch seine Tochter Hilde erledigen, zumal er wußte, daß er sich unbedingt auf sie verlassen konnte. Als er eines Tages eine kurze Geschäftsreise vorhatte, sagte er zu ihr: „Ich habe keine Zeit mehr, an die Firma Bendix wegen der Backsteinlieferung zu schreiben, das kannst du nachher gleich tun.“ Er reichte ihr ein Blatt Papier. „Hier sind die nötigen Einzelheiten.“

Hilde erledigte den Brief und schrieb dann einen anderen an Tante Hermine. Da ihr einfiel, daß Tante Hermine dringend ein Bild von ihr gewünscht hatte, nahm sie die neueste Aufnahme, auf der ihre blonde Schönheit in nachdenklicher Haltung sehr gut zum Ausdruck gekommen war, und legte sie dem Brief bei, nachdem sie die Widmung: „In herzlicher Verehrung — — — Hilde“, auf der Rückseite geschrieben hatte. Da es schon spät war, schloß sie die Briefumschläge ziemlich eilig und machte sich auf den Weg, um eine Verabredung mit ihrer Freundin Ruth nicht zu versäumen. Unterwegs steckte sie die Post in den Kasten.

Als Architekt Lorenz einige Tage später mit seiner Tochter beim Frühstück saß, brachte das Mädchen die Frühpost. Es war auch ein Brief für Hilde dabei. Sie machte ihn auf, und heraus fiel das Bild eines Herrn, genauer gesagt, das des Inhabers der Firma Bendix, des jungen Robert Bendix selber, den Hilde von Ansehen kannte. Auf der Rückseite stand: „Vielen Dank für Ihr Bild und in gleichfalls dankbarer Verehrung umseitig das meine! — Robert.“ —

Hilde war so sehr überrascht, daß ihr nichts anderes übrig blieb, als feuerrot im Gesicht zu werden. Ihrem Vater war das natürlich nicht entgangen. Um festzustellen, um was es sich handelte, nahm er ihr das Bild aus der Hand. Der junge Herr Bendix, mit dem er in regen geschäftlichen Beziehungen stand, war ihm kein Fremder. Er erkannte ihn sofort. Hilde fühlte die Augen ihres Vaters voll Empörung auf sich. „Was, ihr schreibt euch, und er schickt dir sein Bild? Davon weiß ich ja gar nichts!“

Hilde, die inzwischen erblaßt war, stotterte: Laß dir erklären, Papa — — —“ Aber ihr Vater wollte nichts davon hören. Er schnitt ihr jede Rechtfertigung mit den Worten ab: „Nachher gehe ich hin und stelle ihn zur Rede!“ Da er es an sich eilig hätte, ging er gleich fort. Daß er wenigstens die Widmung nicht gelesen hatte, war ihr eine große Erleichterung.

Nachdem sie allein war, dachte sie genauer über die sonderbare Angelegenheit nach. Wenn der junge Herr Bendix, dem sie im Auftrag ihres Vaters wegen einer Backsteinlieferung geschrieben hatte, in den Besitz ihres Bildes gelangt war, dann konnte das nur auf einer Verwechslung beruhen. Das für Tante Hermine bestimmte Bild war aus Versehen und in der Eile in den falschen Umschlag gekommen. Hilde erschrak. Was den geschäftlichen Briefwechsel anbetraf, war ihr Vater von einer Genauigkeit, die an Pedanterie grenzte. Warum hatte der junge Herr Bendix auch nicht soviel Einsicht besessen, um das Versehen gleich zu durchschauen? Er hätte sich doch denken müssen, daß eine Privataufnahme nicht die passende Anlage für einen Geschäftsbrief betreffs einer Backsteinlieferung war! Aber diese Einsicht war bei ihm scheinbar nicht vorhanden, dachte Hilde betrübt weiter. Statt den Fehler zu verschweigen, hatte er ihr nun sein Bild geschickt. Das machte die Angelegenheit nur noch verwickelter. Sicher wollte er sich über sie lustig machen. Eine andere Erklärung konnte Hilde nicht finden.

Ihr Blick glitt auf das Bild, als ob sie dort eine Erklärung finden könnte. Robert Bendix war entschieden ein sehr sympathischer junger Mann, dem man eigentlich schlechte Scherze nicht zutrauen konnte. Er hatte ausdrucksvolle dunkle Augen, und sein ganzes Aussehen verriet jene Seriösität, die nur ein Mann besitzt, der eine große Verantwortung zu tragen hat. Je länger sie das Bild betrachtete, desto besser gefiel er ihr. Irgendwie ähnelte er dem Bild des Mannes, das sie sich in der Phantasie als das eines idealen Gatten ausgemalt hatte.

Ihr Vater kam erst gegen Abend wieder, und zu seiner Tochter, die ihm mit schlimmen Befürchtungen entgegen kam, sagte er: „Ich habe den jungen Bendix angerufen, gleich kann er hier sein!“

Dann ging er in sein Arbeitszimmer. Hilde kam ein Gedanke.— Sie lief in ihr Zimmer, um den Zettel mit den näheren Einzelheiten über die Backsteinlieferung zu suchen, aber während sie dabei war, hörte sie es klingeln. Sie nahm den Bogen vom Tisch, und dann lief sie an die Tür, um dem jungen Herrn Bendix selber aufzumachen, der keineswegs einen schuldbewußten Eindruck machte, sondern ein strahlendes Lächeln um die Lippen hatte. Ohne auf seinen Gruß zu achten, hielt sie ihm gleich den Zettel hin: „Damit Sie über die Preise und die näheren Bedingungen Bescheid wissen, Herr Bendix! Papa hatte nämlich keine Ahnung, was mir für eine Dummheit passiert ist. Er würde mir schreckliche Vorwürfe machen.“

„Ich verstehe, Fräulein Lorenz, ich verstehe vollkommen“, sagte Herr Bendix, „aber wie sollen wir ihm den Austausch unserer Photographien erklärlich machen?“

Hilde war einen Augenblick sprachlos, dann sagte sie: „Papa hat Ihre Widmung noch nicht gelesen, und er weiß überhaupt nichts davon, daß ich Ihnen ein Bild geschickt habe. — — —“

„Um so besser, Fräulein Hilde“, lächelte der junge Herr Bendix. „Das erleichtert meine Aufgabe ganz beträchtlich.“ Er gab Hilde ihren Zettel zurück. „Das ist nun auch nicht gerade ein Retter aus der Not“, sagte er.

Hilde sah den Zettel an, und ihr Herz setzte fast aus. Sie hatte sich wieder vergriffen. Statt der Backsteinberechnung hatte sie ihm die Kohlenrechnung gezeigt. Der junge Herr verbarg sein Vergnügen nicht über ihre Verlegenheit. Als man Schritte hörte, sagte er aber freundlich: „Keine Angst, kleines Fräulein! Ich werde mit Ihrem Herrn Vater schon alles in Ordnung bringen.“

Sie warf ihm einen dankbaren Blick zu, bevor ihr Vater auftauchte. Als sie sich dann im Zimmer gegenüber saßen, kam Architekt Lorenz voller Takt nicht gleich auf den eigentlichen Besuchszweck zu sprechen, sondern erkundigte sich erst höflich, ob Herr Bendix, der einen Neubau plante, mit den Vorschlägen betreffs der Backsteinlieferung einverstanden wäre.

„Aber selbstverständlich“, beeilte sich dieser zu sagen. „Aber das ist ja nicht das wichtigste“, fuhr er fort, „sprechen wir lieber — — —“

„Von den Einzelheiten?" unterbrach ihn der alte Herr. „Ja, bis wann wollten Sie denn die Backsteine geliefert haben?"

„Innerhalb einer Woche", sagte Bendix auf gut Glück.

„Aber hat Ihnen denn meine Tochter nichts geschrieben, daß ich sie frühestens in vierzehn Tagen liefern kann?" fragte der alte Herr befremdet.

„Ja, natürlich, jetzt erinnere ich mich", sagte Bendix überstürzt.

Der alte Herr schüttelte verständnislos den Kopf. Der Inhaber der Firma Bendix war ihm nie so zerstreut vorgekommen wie heute. Der junge Herr Bendix dagegen kam ohne weitere Umschweife auf die Hauptsache zu sprechen.

„Ich verstehe vollkommen, Herr Lorenz", sagte er, „daß Sie als besorgter Vater von mir Auskunft wegen des übersandten Bildes verlangen! Lassen Sie mich Ihnen ein Geständnis machen: Ihr Fräulein Tochter und ich, wir kennen uns schon länger und — — —" Er holte tief Atem, denn die Behauptung, bei der Hilde die Augen weit aufmachte, kam ihm selbst ungeheuerlich vor. „Auf jeden Fall", verbesserte er sich, „sagte ich mir, als ich Ihr Fräulein Tochter zum ersten Male sah: das ist die Frau, die ich heiraten werde, und keine andere! Um festzustellen, ob sie meine Neigung teilte, schickte ich ihr mein Bild — — — Herr Lorenz", schloß er feierlich, „gestatten Sie mir, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten."

Hilde hatte atemlos zugehört, aber je feierlicher der junge Herr Bendix sprach, desto mehr schwand ihr anfängliches Befremden und machte dem Gefühl der Erlösung Platz.

„Wenn dem so ist, Herr Bendix", erwiderte Architekt Lorenz mit Würde, „dann kann ich mich nur beglückwünschen. Ihr Antrag ehrt mich sehr. Wir wollen sehen, was Hilde dazu sagt — — — Lassen Sie ihr Zeit, bis sie ihren Entschluß gefaßt hat — — —" Er stand auf. „Da es Essenszeit ist, darf ich Sie wohl bitten, unser Gast zu sein — — —"

Daß Hildes Antwort nicht „nein" lauten würde, sah man an ihrem Gesicht, wenn auch der Antrag sehr überraschend gekommen war. Als sie einige Monate später, nachdem sie sich besser kennen und schätzen gelernt hatten, heirateten, da fragte sich der junge Herr Bendix, ob er wohl jemals so glücklich hätte sein können, wenn ihm nicht der Zufall behilflich gewesen wäre. Denn tatsächlich hatte ihm Hildes Bild, das er aus Versehen bekommen, so gut gefallen, daß er eine angeborene Scheu und Zurückhaltung überwunden und ihr auf der Stelle sein eigenes Bild geschickt hatte, um damit den Ernst seiner Absichten zu betonen. Dieselben verwechselten Briefe pries Hilde in Gedanken, während sie als glückliche Braut an Roberts Seite am Traualtar stand. Ob es nur Zufall oder vielleicht mehr Schicksalsfügung war, daß wußte sie selber nicht zu sagen. Es war ihr auch gleich. Sie hatten ihr Glück gefunden.

Kleine Tragödie

Erzählung von Hans Petersen

Viel erlebt er, mein Freund, in dem weißen Kittel, der Arzt ist in einem Waisenhaus. Jeder seiner Patienten, die auch seine Schützlinge sind, hat eine Geschichte. Diese Geschichten haben sich — sichtbar oder unsichtbar — einmal abgespielt, ehe das Kind noch auf der Welt war, oder während es geboren wurde, oder als die ersten Atemzüge seine Brust hoben, oder als es die ersten Worte zu lallen vermochte.

Aber das ist wohl schon lange her. Denn in dem großen Hause mit den weißen Türen und den hohen Fenstern und den marmornen Becken ist alles so licht, und die Schwestern sehen so freundlich aus, daß man meinen müßte: hier kann es doch kein Unglück und kein Weinen und keine Bitterkeit mehr geben. Der Besucher, dem die Organisation des Hauses erläutert wird, der im Vorbeigehen das Walten fürsorglicher Hände sieht, dem das Leuchten von hundert Kindergesichtern selbst eine Helligkeit aufs Gesicht zaubert, denkt wenigstens so.

Anders wird das Bild, wenn mein Freund von kleinen Begebnissen erzählt, die täglich sich ereignen, nicht beachtet von dem vorübergehenden Besucher.

Da wurde eines Tages ein Kind eingeliefert, ein Mädchen mit dunklen, tiefliegenden Augen und einem blonden Gelock über einer sinnenden Stirn. Das Kind war 1½ Jahre alt. Die Mutter war bei der Geburt gestorben, der Vater hatte aus der Grausamkeit des plötzlichen Alleinseins nach junger Ehe seinem Leben ein Ende gemacht. So war das Mädchen in das Waisenhaus gekommen.

Es lag die ersten Tage still in seinem hochgatterigen Bettchen, sah mit einer müden Erstauntheit all das Weiße und Lichte um sich herum, die vielen Schwestern, die Aerzte, alle in weißen Kitteln. Eine Teilnahmslosigkeit legte sich über das Kind, die meinen Freund, den Arzt, aufs schwerste beunruhigte. Er drang darauf, daß die Oberschwester sich intensiver mit dem Kind beschäftigte, daß man es ja mit Gummipferdchen und Klappern versorgte, daß man es viel im Garten herumfuhr, wo der Sonne Strahlen zitterig durch das Geäst der Bäume fielen. Das Kind aber blieb weiter wie unter dem Schatten einer schweren Hand.

Von der städtischen Aufsichtsbehörde des Waisenhauses kam regelmäßig einmal in der Woche ein junger Arzt, um das Haus zu „visitieren". Dieser Arzt ging immer etwas hastig durch die Räume, als drängte es ihn, seine Pflicht so schnell wie möglich zu absolvieren; in Wahrheit trieb ihn dazu eine Scheu vor den Aerzten des Hauses, denen gegenüber er sich wie ein gestaltgewordenes Mißtrauensvotum vorkam.

Es war am fünften Tage nach der Einlieferung jenes Mädchens, als der junge Arzt vom Städtischen Gesundheitsamt dem Waisenhaus wieder seinen Besuch abstattete. Er wollte eben durch das Zimmer gehen, in dem das Mädchen teilnahmslos lag — da hörte er hinter sich das Jubeln einer hohen Kinderstimme: „Papa! Papa!" klang es hell durch den Raum.

Er und mein Freund blieben verwundert stehen und drehten sich um. Da stand in seinem weißen Kittelchen ein Mädchen aufrecht im Bett, hielt sich mit einer Hand am Gitter fest und streckte das andere Aermchen weit vor sich. Und die dunklen Augen leuchteten in seligem Erkennen. Es war das Mädchen, das vor fünf Tagen eingeliefert war.

Die beiden Aerzte sahen sich verblüfft an. „Auf den Irrtum eingehen", raunte mein Freund seinem jungen Begleiter zu; und der, froh, endlich seinem Kameraden einmal einen Gefallen tun zu können, ging mit weitgeöffneten Armen auf das Mädchen zu, hob es aus seinem Bettchen heraus und ließ sich, zwar noch junggesellenhaft unbeholfen, von den kleinen Händchen liebkosen.

Seitdem bekamen die Visiten des jungen Arztes einen inneren Sinn. In einem Kinderzimmer war es jedesmal ein Freudentag, wenn der „Papa" kam und sich zehn Minuten oder auch länger mit dem kleinen blonden Mädchen abgab. Die Erklärung für dieses Verhalten des Kindes war höchst einfach: Der erste Mensch, den es inmitten der weißen Schwestern und Männer wieder im dunklen Anzug gesehen hatte, in eben solcher Werktagskleidung, wie sein Vater sie getragen, der war eben „Papa"; und seit der Papa wieder im Leben des Kindes war, war alle Teilnahmslosigkeit wie fortgeweht.

Es schien, als wäre sein Leben jetzt nur noch ein Warten von Mittwoch zu Mittwoch — das waren die Tage, an denen der junge Arzt kam, — und dieses Warten ließ auch in der Zwischenzeit die Aermchen quirlend sich bewegen, ließ die Stimme überschnappen und jauchzen, ließ die dunklen Augen fröhlich zu den Schwestern aufzulächeln, ließ das Kind einen glücklichen Menschen sein.

Mein Freund war einer großen Sorge enthoben und sah den kleinen Patienten schon der sicheren Heilung von der schweren Gemütsdepression entgegengehen.

Da — nach einem halben Jahr — wurde der junge Arzt in eine andere Stadt gerufen. Nach dem letzten Mittwoch seines Besuches vergingen Tage, Tage, Tage — und „Papa" kam nicht wieder.

Mein Freund sah das Unheil kommen. Er brachte einen anderen Bekannten mit ins Heim, der auch jung war und groß wie der Arzt vom Gesundheitsamt, aber das Mädchen wollte von diesem Fremden nichts wissen —, jetzt war die Vorstellung von seinem „Papa" schon so fest in dem kleinen Gehirn eingegraben, als daß sie von Menschenhand korrigiert hätte werden können, als daß der gutgemeinte Tausch von dem Kind nicht bemerkt worden wäre. Der Heilungsprozeß war jäh unterbrochen; die Reaktion, der Rückfall war schlimmer als das erste Auftreten der Gemütsdepression. Ein ernstes Gesicht lag wieder teilnahmslos im Bettchen. Die Hände waren müde geworden und der Mund still. Selbst die Mahlzeiten wurden von dem Mädchen verschmäht.

„Wir müssen es gewaltsam füttern", sagte dieser Tage mein Freund zu mir, „aber was nützt es, es gibt die Speisen doch wieder von sich. Trostlos ist es, diesen Auflösungsprozeß des kleinen Körpers, der vom Gemüt diktiert wird, mit ansehen zu müssen und nicht helfen zu können. Mit dem Weggang meines Kollegen ist ihm erst der Vater gestorben, mehr als damals, wo er sich selbst entleibt hat."

Müde strich er sich über die Stirn, wobei ihm kaum merklich die Finger zitterten. „Ich habe meine Behörde gebeten, mir jetzt meine vier Wochen Urlaub zu gewähren. Ich kann das Ende der Tragödie nicht miterleben. Ich kann einfach nicht..."